

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 29, 11. April 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Die Butjadinger Chaussee.

Die Neuen Blätter N^o 19 enthalten unter dieser Rubrik einen Aufsatz, mit dessen Tendenz wir uns im Allgemeinen wohl vereinigen können, nämlich in so weit, als es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß das Butjadingerland einer Chaussee bedarf.

Wenn wir mit dem Verfasser obigen Aufsatzes auch darin einverstanden sind, daß die Weserseite des Butjadingerlandes die am meisten bewohnte ist, und an dieser Seite auch der erheblichste Verkehr stattfindet, so sind wir dahingegen der Meinung, daß diese am allerwenigsten einer Chaussee bedarf, weil ihr eine stete Communication fast für 9 Monate des Jahres hindurch, vermittelt der Wasserstraße, Weser und Hunte, gesichert ist.

Die Jahdeseite entbehrt einer solchen Communication, indem alle Versuche, eine Dampfschiffahrt auf ihr zu Stande zu bringen, bisher gescheitert sind.

Um daher Jahde- und Weserseite möglichst zu genügen und die in Angriff genommene Brake-Oldenburger Chaussee nicht fallen zu lassen, glauben wir, der folgenden Richtung im Interesse sowohl des Jever- als des Butjadingerlandes das Wort reden zu müssen, wobei wir bevormorten, daß wir von der Ansicht ausgehen, daß man dem ersten Princip bei Chaussee-Anlagen, die möglichst geradeste Richtung beizubehalten, welche bei einer Chaussee zwischen zwei großen Städten statthaft wäre, hier nicht huldigen könne, sondern dem zweiten Princip, möglichst viel Ortschaften zu berühren, ankleben müsse.

Wir müssen unsere Chausseen behufs des eigenen Verkehrs bauen und können sie weniger als eine Heerstraße für Reisende und Auswärtige betrachten.

Wir betrachten eine Verbindung zwischen Eisfleth, Brake, Großenfiel, Fedderwardersiel und Varel als eine für unser Land sehr wichtige, und glauben daher, daß mit Berührung einiger anderen Ortschaften die folgende Richtung zu empfehlen sein dürfte.

Von Brake ausgehend baue man nördlich über Dvelgönne, Rodenkirchen, Esenshamm, Abbehausen, Stollhamm, Burhave nach Fedderwardersiel, südlich die fertige Strecke von Brake nach Popkenhöge beibehaltend, über Oldenbrook, Großenmeer nach Loyerberg bis an die Rastede-Oldenburger Chaussee; hiedurch würde die Verbindung zwischen Brake, Fedderwardersiel und Oldenburg und den sonst vorhergenannten Ortschaften erreicht.

Von Rodenkirchen aus wäre vermittelt eines Seitenarmes über Schwey, Schweyburg und Jahderaußendeich die Verbindung mit Varel zu erreichen, oder auch wäre von Dvelgönne aus über Jahde, Jahderberg, den Heubült an die Varel-Oldenburger Chaussee anzuschließen.

Eisfleth würde vermittelt eines Seitenarms nach Oldenbrook oder Großenmeer mit der Chaussee in Verbindung zu bringen sein.

Es fehlte jetzt noch die Verbindung mit Berne, deren Wichtigkeit zu ermessen wir nicht im Stande sind. Wir wollen sie nicht in Abrede stellen, und ist demnach ein Anschluß nach Eisfleth wohl der zweckmäßigste, weil es dadurch mit dem ganzen Butjadingerlande, mit Oldenburg, Varel, Jever u. s. w. in Verbindung gestellt wird.

Eine directere Chaussee-Verbindung des Butjadingerlandes mit Bremen halten wir für überflüssig:

1. weil der Kostenpunct schwerlich gegen die Vortheile aufwiegen würde;
2. weil im Sommer der Wasserstraße der Vorzug gegeben wird; und

3. weil die Chaussee über Oldenburg im Winter zu benutzen wäre.

Die Rentabilität der ganzen Chaussee-Anlage von Oldenburg nach Bremen und nach Zeven würde dadurch auch sehr gewinnen; ein wichtiger Punct, der nicht ganz aus dem Gesichte verloren werden muß.

Der Chausseebau von Zeven nach Wittmund kann in dieser Beziehung auch nur vortheilhaft wirken und der Butjadinger Chaussee also auch nur zum Nutzen reichen.

Die vorgeschriebene Richtung gewährt den Vortheil, daß einige andere Orte, z. B. Ellwürden und Großenfiel über Abbehausen, Strohhausen über Rodenkirchen, Ruhwarden über Fedderwarden, Tossens über Burhave vorläufig durch Sandwege mit der Chaussee in Verbindung gebracht werden können, so daß auf diese Weise der Landstrich zwischen Weser und Labde eine bedeutende Chaussee-Strecke auf dem eigenen Gebiete erhalte und dabei eine Chaussee-Verbindung via Barel mit Zeven und Ostfriesland und via Oldenburg mit Bremen.

Auch für den Fall, daß ein Kriegshafen, es sei nun auf der Zeven'schen oder Butjadinger Küste angelegt werden sollte, ist die angegebene Richtung zu empfehlen, da von Stollhamm nach Schwarzen einem demnächstigen Seitenarme nichts im Wege steht.

Wo vielleicht Terrainschwierigkeiten der angegebenen Richtung im Wege stehen sollten, darf man eine kleine Krümmung oder selbst einen kleinen Umweg nicht scheuen; die Kosten, welche dadurch verursacht werden, wiegen nicht auf gegen gewaltsame Ueberwindung solcher Schwierigkeiten; man spiegele sich dieserhalb an der Strecke von der Ellenferdammer Brücke nach dem s. g. Zeven'schen Zollhause auf der Chaussee von Barel nach Zeven, welche Strecke enormes Geld gekostet und die in ihrem jetzigen Zustande einer Parodie auf eine Chaussee gleicht.

Wir empfehlen überdies von vornherein, eine Klinker-Chaussee zu bauen. Das Material haben wir dazu im eigenen Lande, unsere harten blauen Steine; und wenn die erste Auslage auch die größere ist, so ist sie auf die Dauer unbedingt die wohlfeilere; die Strecke auf der Barel-Zeven'schen Chaussee zwischen dem s. g. weißen Floh und Ostiem kann Zeugniß dafür ablegen.

B. . . . im April 1849.

B.

Das Glaubensbekenntniß der Protestanten.

Mein Gegner in *N* 27 dieses Blattes scheint ganz übersehen zu haben, daß kirchliche Gemeinden früher als

ein großer Kirchenverband (Kirche) bestanden haben, daß aus der Verbindung mehrerer solcher Gemeinden eine Kirche entstanden ist und daß also die kirchlichen Gemeinden keine Folge eines Kirchenverbandes oder des Staates sind. Sie sind vielmehr nach dem religiösen Bedürfnisse der Bewohner dieser Gemeinden gebildet, und werden auch so lange fortbestehen, wie dieses religiöse Bedürfnis bei den Mitgliedern dieser Gemeinden fortwalten wird. Diese kirchlichen Gemeinden können durch keinen Staatsbefehl aufgehoben werden; sie werden daher auch fortbestehen, wenn auch der Staat die bei der Reformation in der protestantischen Kirche eingenommene Stellung aufgeben wird.

Kirchliche Gemeinden sind also da. Nun fragt es sich, ob eine Nationalsynode Deutschlands oder ob die einzelnen kirchlichen Gemeinden befugt sind, das Glaubensbekenntniß der Protestanten zu ändern?

Eine Nationalsynode Deutschlands besteht noch nicht. Die deutschen Regierungen rufen dieselbe nicht zusammen. Wer kann und wird es daher thun? Die Vertreter der verschiedenen deutschen protestantischen Landeskirchen, heißt die Antwort hierauf. Und wer sind diese? Die von den Vertretern der verschiedenen kirchlichen Gemeinden Deutschlands Auserwählten, welche ihre Befugniß aus dieser Wahl hernehmen und die Landeskirche und deren Theile, die kirchlichen Gemeinden, vertreten. Sind diese nun in Folge dieses Auftrags befugt, die Nationalsynode Deutschlands zu schaffen und derselben die Befugniß zu ertheilen, das Glaubensbekenntniß festzustellen, so handeln sie doch stets im Auftrage der einzelnen kirchlichen Gemeinden und nur in Folge der von diesen gegebenen Machtvollkommenheit. Kann nun aber wohl Jemand einen Auftrag zu etwas ertheilen, wozu er selbst nicht berechtigt ist? Geht daher nicht aus dem Ertheilen des Auftrags hervor, daß die Machtgeber, hier die kirchlichen Gemeinden, einen Theil ihrer eigenen Befugniß einem Andern übertragen haben, und folgt nicht auch hieraus, daß die kirchlichen Gemeinden befugt sein mußten, das Glaubensbekenntniß selbst ändern zu können, wenn sie hiezu einer Behörde die Befugniß ertheilen können? — Dies zur Unterstüzung meiner Behauptung, daß jede Gemeinde befugt ist, das Glaubensbekenntniß festzustellen.

Eine andere Frage ist es indeß, ob es zweckmäßig ist, daß dies von jeder Gemeinde geschieht. Ich halte dafür, daß der Glaube sich nicht vorschreiben und befehlen läßt; meine indeß, daß kirchliche Vereine allgemeine religiöse Sätze anerkennen müssen, unter welchen sich Gleichgestimmte sammeln können. Läßt sich dies für einen größeren Kreis ausführen, dann ist dies gewiß besser, als wenn hier jede einzelne kirchliche Gemeinde bestimmend ein-

schreitet. Allein, will man dies Letztere vermeiden, dann verweise man die Gläubigen nicht auf die Nationalsynode Deutschlands. Denn allein schon, wenn man an die Alt-lutheraner, die Aegendgläubigen und die Lichtfreunde in Preußen denkt, vergeht Einem der Muth, es ausführbar zu halten, diese verschiedenen Gläubigen so zu vereinigen, daß je eine deutsche Nationalsynode zu Stande kommen wird. Jedenfalls ist diese Nationalsynode noch in so weiter Ferne, daß schwerlich die bekannte deutsche Geduld ausreichen wird, die Beschlüsse dieser Synode zu erwarten. Vielmehr stelle man das Glaubensbekenntniß in jeder Landesynode fest, und verhindere dadurch das Zerbröckeln des Kirchenverbandes in einzelne durch verschiedene Glaubensbekenntnisse sich trennende kirchliche Gemeinden.

M u s i k.

Die Abendunterhaltung vom 4. April eröffnete das Streichquartett A dur von Mozart, gespielt von Franzen, Kellner, Baumberger und Grose.

Wir hätten alle Ursache, den Vortrag dieses Tonwerks als gediegen zu bezeichnen, wenn nicht ein Uebelstand fühlbar geworden wäre, nämlich der, daß unser in vieler Hinsicht brave Violoncellist je länger je mehr es zu lieben scheint — fast immer wo es gerade nicht hinpaßt — sich mit seinem Antheil an der Ausführung zu bescheiden zurückzuziehen, oder zu sehr hervorzu thun. Dies gilt im ersten Fall in bewegten, figurirten, im letzteren bei melodiosen Sätzen. Der Quartettspieler hat die Grundregel nie zu vergessen: daß er mit drei durchaus Gleichberechtigten die Arbeit zu theilen hat. Wolte etwa Einer (verstehet sich mit Grund) von der Notenvorschrift abweichen, so muß das auf Uebereinkommen geschehen; aber willkürlich seine Stimme (welche es auch sein möge) sich zurechtzumachen, sollte billig keinem denkenden Musiker einfallen. Was entsteht, wenn nun gerade dasjenige Instrument (das Violoncell), welches alleinige Unterschiedlichkeit den andern drei Instrumenten weiblichen Characters gegenüber hat, nur in verschwimmenden Umrissen vor das Ohr tritt? Was geschah uns beim Anhören des A dur-Quartetts, eines der Mozart'schen Musterquartette? Wir fühlten uns ermüdet durch die Monotonie, welche das unbestimmte Einhergehen des Violoncells in das Tonwerk hineinbrachte; wir schwebten in der Luft; uns fehlte der Grund und Boden. Daß der Beifall sich dann so gar nicht zeigen wollte, erklärt sich leicht; doch müssen wir den beiden Violinen und der Viola volle Anerkennung zollen; sie spielten brav.

Herr Friedrich spielte hierauf zwei uns ganz gleichgültige Stücke. Mit großer Theilnahme aber hörten wir dagegen ein bekanntes Lied von Curschmann; dasselbe wurde gefühlvoll gesungen und vortrefflich von Friedrich begleitet.

Das Streichquartett A moll von Franz Schubert, von den Obengenannten ausgeführt, ist eine eigenthümliche Tondichtung. Der erste Satz, in seiner fast überaus gehaltenen Färbung, bringt einen Reichthum von edlen Melodien, welche wie im Dämmerlichte vorüberziehen; nur im zweiten Theile dieses Satzes bringt eine in Triolen hinaufrollende Tonfigur in ihrer Stetigkeit, verbunden mit einigen Fragmenten aus der Hauptmelodie des ersten Theils, eine Art musikalisch-lebendiger Durchführung, welche uns in gewissem Grade wohl zu fesseln vermochte. Das Andante ist klar und voll Seele, einfach und ansprechend; es erhielt lebhaften Beifall.

Der walzerartige dritte Satz, sowie der vierte dieses Quartetts haben eine originelle Färbung; die Melodien möchten wir (auf die Gefahr des Irrthums hin) für nordische Volksmelodien halten, ob russische, ob scandinavische — genug, es liegen in den Thematiken für uns verwandte Klänge aus jenen Regionen. Der Beifall war lebhafter, als nach dem Mozart'schen Quartett; die Ausführung im Ganzen gelungen.

Es bleibt uns nun noch das Beste des Abends, Beethoven's Trio, gespielt von Friedrich, Franzen und Grose, vor die Erinnerung zu bringen. Wie die Meisterwerke Beethovens, vom kleinsten Clavierstücke bis zum gigantischen Ton-Dom, jederzeit auf Empfängliche denselben Zauber, dieselbe Gewalt üben, so durften wir auch heute uns eines rechten Genusses im Voraus versichert halten. Die Bürgschaft hatten wir in der Begeisterung der darstellenden Künstler für die Werke Beethovens; denn diese setzen wir voraus, und ohne sie konnte uns nimmer dieser Genuß bereitet werden. Wir können uns so ziemlich auf unser Gefühl verlassen, so daß wir nicht zu weit gehen, wenn wir behaupten: daß die versammelten Kunstfreunde für die Ausführung dieses Beethoven'schen Trio den Herren, und Herrn Friedrich vor Allem, noch ihren besondern Dank zu bringen haben. Diesen wollen wir denn auch hiermit von Herzen aussprechen.

H.

Synodalwahl.

Ich ersehe so eben aus der neuesten Nummer der „Freien Blätter,“ daß Herr von Freeden die Wahl nicht angenommen hat. Ich kann diesen Schritt nur billigen,

obwohl ich es nicht verhehlen will, daß ich die Ablehnung noch ehrenvoller gefunden hätte, wenn sie vor der Wahlhandlung geschehen wäre. Herr Böckel hat nicht resignirt, was ich im Interesse der Schule bedauere. Die lange Krankheit des Hrn. Professor Seebicht und die Abwesenheit des Hrn. Böckel haben in dem letzten Halbjahre dem Feber'schen Gymnasium schmerzliche Wunden geschlagen, deren Heilung nach der Lage der Dinge nun auch im nächsten Halbjahre nicht zu erwarten steht. Freilich ist Hr. Böckel vertreten gewesen, so daß der Unterricht nicht gestockt hat; aber nach aller Erfahrung pflegt er nicht gedeihlich zu sein, wenn er immer aus einer Hand in die andere übergeht. Ist denn die „freie Partei“ — oder wie sie heißen mag — so arm an hervorragenden Talenten, daß Hr. Böckel durchaus Mitglied der Synode werden muß?

3. April.

Aufforderung.

In N^o 40 der Oldenburgischen Anzeigen setzt Herr Brader zu Zwischenahn seine häufigen öffentlichen Anregungen zu Beiträgen für milde und sonstige patriotische Zwecke mittelst einer die unvermögenden Familien verheiratheter Soldaten betreffenden ähnlichen Aufforderung fort. Möchte es ihm im Interesse der Sache nun auch gefallen, seinen Mitbürgern nicht länger vorzuenthalten, wie viel er selbst für die verschiedenen, von ihm so warm empfohlenen Angelegenheiten nicht bloß geschrieben, sondern seinerseits gethan hat. Daß er sich sehr beträchtlich betheiligte, ist zwar nicht zu bezweifeln: erklärte doch der für das allgemeine Wohl glühende, mit großer Wohlhabenheit gesegnete Mann schon im vorigen Jahre öffentlich — es wird bei Gelegenheit seiner Aufforderung zu Beiträgen für die deutsche Flotte gewesen sein: — „ich gebe meine goldene Uhr!“ was auf vorangegangene außerordentliche Anstrengungen schließen läßt. Immer aber wird eine genauere Kenntniß der von ihm gebrachten Opfer am kräftigsten zu nachsichtiger Hingebung anspornen, und es wäre eine falsche Bescheidenheit, wenn Herr Brader durch eine Zurückhaltung, worauf ein Jeder, der sich an die Spitze stellt, verzichten muß, die von ihm befürwortete gute Sache des sichersten Mittels des Erfolgs berauben wollte.

Erwiderung.

Ein piquirtes Freundschaftsgefühl für Hrn. Mölling hat offenbar dem Hrn. Schmedes die Feder wieder in die

Hand gegeben. Ich ziehe es indeß vor, ein unsinniger Schwärmer mit Gerwinus zu sein, als ein feiner, ziellicher Redner mit Hrn. Schmedes, und trivial auf eigene Faust, als geistreich mit Hrn. Mölling. Es ist aber jetzt nicht an der Zeit, die Abstimmung eines Einzelnen weiter zu besprechen, wo die ganze Nationalversammlung auf dem Spiele steht. Die Rechte wie die Linke hat jetzt nur Ein Interesse, festzuhalten an der beschlossenen Reichsverfassung, und Sie, Hr. Schmedes, wie ich, werden gewiß darin übereinstimmen, daß es für jeden Deutschen Pflicht ist, die Nationalversammlung mit allem Einfluß, den ein Einzelner hat, zu schützen und mit Herz und Hand bei ihr zu stehen. In diesem Bestreben lassen Sie uns einig sein.

Der Verfasser der politischen
Träumerei in N^o 25.

Neues Schulgebäude.

Die hiesige Bürgerschule erfreut sich einer solchen Blüthe und eines so zahlreichen Besuches, daß ihr der Raum für die Schüler zu enge wird. Es sind schon zwei Classen seit mehreren Jahren ausquartiert, und diese tausen Gefahr, nächstens bivouakiren zu müssen. Das jetzige Schulgebäude hat ferner keinen zum Zeichnen und zum Chorgesänge passenden Raum; das Gymnasium gibt diesen einstweilen her, aber es wird diese Gefälligkeit bald nicht mehr erweisen; auch sonst ergeben sich aus der Enge Uebelstände, so daß, wie es in dem lesenswerthen Programm heißt, Alles unabweislich zu der Nothwendigkeit drängt, für die höhere Bürgerschule und Vorschule ein neues, geräumiges Schulhaus zu bauen. — Ist diese Nothwendigkeit vorhanden, so gehe man einen Schritt weiter und baue zugleich ein neues Gymnasium, oder, besser gesagt, man vereinige beide Anstalten in Einem Gebäude. Sie könnten die Aula, die Zeichens- und Singclassen gemeinschaftlich haben, wie sie ja auch den Zeichens- und Gesanglehrer gemeinschaftlich besitzen und auch sonst vielfache Berührungspuncte mit einander haben. Die Baukosten werden durch die gemeinschaftliche Tragung verhältnißmäßig verringert. Es fragt sich nur, ob das Gymnasium einen Neubau nöthig hat. Absolut ist es freilich nicht nöthig, aber sehr wünschenswerth. Das ruppige Gymnasialgebäude ist, trotzdem es früher ein Schloß gewesen ist, herzlich schlecht. Bedenkt man, daß sich in Jahren keine so günstige Gelegenheit wieder bieten würde und es eine goldene Regel ist, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, so dürfte dieser Plan nicht von der Hand zu schlagen sein.

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Das Volksbuch „vom Kampf um Völk- erfreiheit“ von Rudolph Dulon

erscheint in immer neuen Auflagen — ein Beweis, daß es zahlreich gelesen wird, wie wir hören, sogar auf dem Lande in Kreisen, wo man bisher nur Bibel und Gesangbuch kannte. Wodurch hat dieses Werk diese allgemeine Verbreitung erlangt? Zunächst dadurch, daß es in einer piquanten Weise geschrieben ist, in jenem sentimental-pathetischen Tone, der so vielen unserer radicalen Redner und Schriftsteller eigen ist. Exclamationen, Bilder, Schlagwörter jagen sich einander; oder, um mich eines neuen Gleichnisses zu bedienen: die rührende Erhabenheit oder die erhabene Rührung ist hier in Permanenz erklärt. Man lese z. B. S. 48 das 3. Capitel über die Revolution. „Revolution, du Bote Gottes, du „Gesandter des Himmels, du Erlöser der Menschheit! „Du hast den Alp verschucht, der erstickend auf den „Völkern Europa's lag. Du bist der Morgenstern“ ic. Oft wird der Ton so zart und poetisch, daß man fast ein Liebesgedicht zu lesen glaubt; z. B. gleich im Anfange jenes Capitels kann man unbeschadet des Sinnes das Wort Revolution mit Geliebte oder theures Mädchen vertauschen: „Geliebte! — welche Welt von Gedanken in diesem Worte! Geliebte! — wie schlägt das „Herz so hoch bei dem Klange dieses Wortes! Wie „athmen wir frei auf, als umrauschte uns Frühlingsluft, „als umfinge uns die Heiterkeit eines frischen, sonnenhellen Morgens oder die Kühle des Abends nach der heißen Sticlust eines gewitterschwangern Tages.“ Wir Deutsche sind ein wunderbares Volk; die Sentimentalität schlägt uns immer in den Nacken, mögen wir nun von der Liebe oder vom Krieg, vom absoluten Veto oder gar

von der Revolution reden. — Dieser rührende Ton klingt durch das ganze Buch durch, wechselt aber mit einer erhabenen Kraftsprache, wenn die Rede auf die Gegner des Herrn Dulon kommt, z. B. S. 177: „Wir wissen, „daß allein die Erbärmlichkeit, das dumme Vertrauen, „die verbrecherische Halbheit, die unermessliche Blindheit „der Herren vom Centrum (in der Frankfurter National- „versammlung) die Schuld der Versäumniß trägt.“ — S. 179: „Ihr Männer der Unentschlossenheit und des „Wankelmuths! Von dem Allen (nämlich der neuesten Ereignisse in Berlin) trägt Ihr die Schuld! „Und ich sage Euch, Ihr sollt sie tragen bis an Euer „Lebensende — und wenn Ihr längst verfault seid“ ic. — So in Bezug auf die Volksvertreter; — aber nun lese man erst, wie es über die Beamten (die Volksvertreter, moralisch-verpestete Oberpräsidenten ic.) und endlich über die Fürsten hergeht: — da muß man sich wirklich freuen über den Reichtum unserer Sprache an sogenannten gesinnungsstüchtigen Ausdrücken, resp. Schimpfwörtern. Es würde zu weit führen, wollte ich noch mehr Beispiele citiren; ich könnte sonst das ganze Buch abschreiben. — Wie gesagt, die Sprache, der Ton, in welchem Herr Dulon seine Weisheit vorträgt, klingt wie zartes sanftes Flötengelispel, accompagnirt mit Pauken und Trompeten.

(Schluß folgt.)

Brief eines Wahlmannes.

Oldenburg, am ersten Ostertage 1849.

Lieber Freund!

Sie haben mich wiederholt aufgefordert, ein paar Worte über die Verhandlungen zu veröffentlichen, welche